

Liebe *online*

PD Dr. med. Bert te Wildt

Vortrag am 21. April 2011 im Rahmen der
61. Lindauer Psychotherapiewochen 2011 (www.Lptw.de)

Kontakt:

PD Dr. med. Bert T. te Wildt
Sozialpsychiatrische Tagesklinik d.
Klinik f. Psychiatrie, Sozialpsychiatrie u. Psychotherapie
Med. Hochschule Hannover
Podbielskistr. 160

30177 Hannover

Die Liebe steht an erster Stelle, auch im Titel dieser Arbeit. So mag dieser Versuch, sich über den Wandel der Liebesbeziehungen im Zuge der Virtualisierung von Welt zu verständigen, stets vom Phänomen und der Perspektive der Liebe selbst seinen Ausgang nehmen. Dabei wird es um die Liebe im engeren Sinne gehen. Geht es um Liebe, dann denken wir am ehesten an die romantische Liebe, die auch die erotische Liebe mit einschließt. Wenngleich Sexualität gerade im Zusammenhang mit dem Internet und deshalb auch in diesem Vortrag immer wieder eine Rolle spielt, wird sie hier nicht im Vordergrund stehen, zumal dem Netz generell unrecht getan wird, wenn man ihm unterstellt, in erster Linie sexuelle Darstellungen und Kontakte zu vermitteln.

Die elektronischen Medien bieten *wirklich* viel mehr als das. Und im Grunde steckt das Internet - ebenso wie auch unser Umgang mit ihm -immer noch in den Kinderschuhen. Wir lassen uns fasziniert und geradezu hypnotisiert in seinen Bann ziehen, entweder vor Enthusiasmus *zu unkritisch* oder aus Angst *überkritisch*, viel zu selten aber *differenziert*. Und so kann es hier und heute nicht darum gehen, das Internet und seine Derivate, die alle zusammen den virtuellen Raum des Cyberspace aufspannen, generell zu diskreditieren. Untersuchungen in diesem Bereich, dienen bestenfalls dazu, die digitale Revolution, deren Zeuge wir sind, im besten Sinne *kritisch* zu begleiten, indem gleichermaßen positive und negative Entwicklungen erkannt und aufgezeigt werden. In diesem Sinne verstehe ich auch mein Forschen und Nachdenken über die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Medien.

Noch ein jedes Medium hat bei seiner Entwicklung in der Menschheitsgeschichte für Furore gesorgt. Das Buch, der Film und das Fernsehen, sie alle standen zunächst im Verdacht, den Menschen auf abhängig zu machen und zu verderben. Nun sind sich die Medienwissenschaftler recht einig darüber, dass die digitale Revolution, die Welt der Menschen mindestens genauso dramatisch verändern wird wie der Buchdruck, dass die linguistische Wende den digital turn eventuell noch übertreffen wird. Dies gilt insbesondere wegen seiner neuartigen Interaktivität und zwar im zweifachen Sinne. Die Interaktivierung des Medialen erfolgt einerseits über die Konvergenz aller analogen Vorläufermedien in einem unendlich weiten Großmedium, dem Cyberspace, und andererseits über die Einführung der Beziehungsdimension ins Mediale durch die Kommunikationstechnologien, die quasi alle Menschen potentiell miteinander in Verbindung treten lässt. Damit ist eine neuartige und in vielerlei Hinsicht umfassendere Beziehungsdimension in das Mediale eingeführt worden. Und

um die Veränderungen von Beziehungen, im engeren Sinne die von Liebesbeziehungen, durch die Chancen und Risiken des Internets soll es hier gehen.

Aus der Perspektive der Liebe selbst erschließt sich eine Dramaturgie, aus der sich ein roter Faden spinnen lässt: Es wird um den Anfang, das Sein und das Ende der Liebe in Zeiten und im Zeichen des Cyberspace gehen. Anders gesagt und gefragt: Wie finden Menschen Liebe im Internet, wie leben Sie ihre Liebe dort aus und wie gehen sie dort mit Ihrer Endlichkeit um? Oder aus der individuellen Perspektive formuliert: Wie finde ich auf elektronischem Wege einen Partner? Wie kann ich meine Partnerschaft im Internet pflegen, wie sie gefährden? Und wie kann ich schließlich im Cyberspace damit umgehen, wenn ich von dem geliebten Menschen Abschied nehmen muss?

Online-Partnervermittlung - Auf der ewigen Suche nach endloser Liebe

Um es gleich auf den Punkt zu bringen, es gibt wenig begründete Zweifel daran, dass die elektronische Partnervermittlung funktioniert. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht mag sein, dass sie vielleicht etwas zu gut funktioniert.

Es dürfte nicht verwundern, dass eine gewisse Affinität zum Netz notwendig ist, um sich überhaupt für diese Art der Beziehungsanbahnung interessieren und erwärmen zu können. In einer Studie von Traci Anderson (2005) zeigte sich eine signifikant positive Korrelation zwischen dem Grad der positiven Einstellung gegenüber romantischen Online-Beziehungen und dem Grad der positiven Einstellung gegenüber dem Internet sowie der Anzahl im Internet verbrachten Stunden. Umgekehrt ist eine negative Einstellung zu dieser Art des Kennenlernens der sicherste Weg zum Misserfolg.

Der Einsatz von Medien bei der Partnervermittlung ist nicht neu. Das was jetzt im Internet geschieht, hat allerdings wenig mit der Art von Partnervermittlung zu tun, wie wir sie von den Druckmedien her kennen. Es geht nicht einfach darum, in einem entsprechenden Forum eine Heiratsannonce aufzugeben und darauf zu hoffen, dass sich jemand per analoger oder elektronischer Post meldet. Nein, es geht um mehr oder weniger intelligente Programme, mit Hilfe derer mit möglichst glücklicher und effizienter Hand eine ultimative Passung erzeugt werden soll. Man unterscheidet hierbei momentan grob zwischen zwei Systemen.

Die sogenannten *Singlebörsen* arbeiten eher mit Steckbriefen bzw. Profilen, wie sie aus sozialen Netzwerken bekannt sind, wobei man die vermeintlich Richtigen über Suchmaschinen, insbesondere aber auch über Bilddarstellungen finden kann. Diese *Märkte* werden eher von jüngeren Internetnutzern frequentiert und von Menschen, die nicht unbedingt auf eine monogame Beziehung aus sind. Sie sind in der Regel günstiger, dafür aber von Werbung finanziert.

Ältere und ernsthaft an einer Liebesbeziehung und/oder an einer Ehe Interessierte, die auch bereits sind, hierfür nicht unerhebliche Beträge auszugeben, operieren eher mit den Programmen, die den klassischen Namen *Partnervermittlung* tragen. Hier füllen die Suchenden in der Regel ausführliche psychometrische Instrumente aus, in denen neben den soziodemographischen Kennwerten vor allem Fragen beantwortet werden, deren Aussagekraft für den Laien nicht immer einfach zu durchschauen ist. Das bisweilen Ominöse dieser Fragen und insbesondere auch die etwas skurrile Interpretation und Bewertung von Bildern, ist aber insofern wichtig, als dass der Nutzer das Gefühl bekommt, dass eben nicht nur pragmatische Berechnungen zu einem Matching führen, sondern ein suggestiver Zauber, der die schließlich vom Programm generierten Partnervorschläge mit Bedeutung auflädt. Es geht hier zunächst um eine Hingabe an ein undurchschaubares System. Dieser initiale *Glaube* an eine Zahlenmagie, an eine omnipotente Psychologie oder an ein glückhaftes Schicksal, könnte ein ganz entscheidender Faktor für das Gelingen dieser Art der Partnervermittlung sein, denn ohne diesen stünde die reine Berechnung jeglicher Romantik im Weg.

Als ginge es um die Sicherheit eines medizinischen Produktes, versichern die Anbieter, dass die professionelle Partnervermittlung im Netz auf die Erkenntnisse jahrzehntelanger psychologischer und soziologischer Paar- und Familienforschung zurückgreift. Ähnlich wie bei Google und anderen virtuellen Such- und Vermittlungsmaschinen sind die Algorithmen der Systeme die am Strengsten gehüteten Geheimnisse der Branche, als wäre man auf der Suche nach einer Liebesformel, die einen jeden – solange der Pool an bindungswilligen Menschen groß und vielfältig genug ist – automatisch in eine Verliebtheit stürzt. Aus der Sicht der Psychologen, die die Fragebögen und Algorithmen der Systeme entwickeln, dürfte es letztendlich um zwei entscheidende Dimensionen gehen, die sich auch am Besten als einfache Fragen im Hinblick auf Identität und Interpersonalität umreißen lassen: Wer bin ich beziehungsweise wer glaube ich zu sein? Und wer ist der Andere, dem oder der ich in Liebe verbunden sein könnte, beziehungsweise was glaube ich, wie sie oder er sein müssten? Es

geht also in der virtuellen Ausgangssituation vor allem darum, Schein und Sein, Vorstellung und Wirklichkeit in eine Gewichtung zu bringen. – Ein sich daraus ableitendes Matching wird darüber hinaus verkompliziert, dass es sowohl um gleichsinnige als auch um komplementäre Bedürfnisse geht. Wenn Liebe auch eine Funktion von Spannung ist, dürfte es wenig hilfreich sein, wenn ein potentielles Paar in allem die gleichen Interessen pflegt. Das macht eine Vermittlung einigermaßen komplex.

Das gute an diesen Systemen ist, dass für alle die gleichen Spielregeln gelten, auch wenn der eine vielleicht gar nicht so genau weiß, was er oder sie will, und der andere von vornherein eine bestimmte Haar- oder Hautfarbe des potentiellen Partners bestimmen bzw. ausschließen will. Studien wie die von Wu und Kollegen (2009) zu diesem Thema scheinen zu ergeben, dass aber sowohl ein zu enger als auch ein zu weiter Suchradius im Internet eher nicht zum Erfolg führt. Dem Unsicheren aber kann eine größtmögliche Offenheit überhaupt erst einmal die Möglichkeit geben, sich und seine Bedürfnisse in anonymer Annäherung an das Andere in sich und im Anderen selbst zu erproben. In einer Studie von Dong und Kollegen (2008) zeigte sich, dass eher Menschen mit einem niedrigen Selbstwert und niedriger emotionaler Intelligenz, aber auch Menschen, die ihre eigene Attraktivität als besonders positiv erleben, zu romantischer Kommunikation in sozialen Netzwerken neigen. Und für den auf bestimmte Suchkriterien Fixierte, der sich einem spezifischen Drang oder Zwang nicht entziehen kann, mag es sein, dass es überhaupt erst durch das Internet zu einer Passung kommen kann.

Hier deutet sich bereits an, dass es eben auch ein Zuviel an Vermittlung gibt. Eine ultimative Passung kann sehr schrecklich pathologisch sein. Es lässt einen ausrufen: Schütze mich davor, dass alle meine Bedürfnisse erfüllt werden. Wenn der Andere nur die fleischgewordene Projektion der eigenen Bedürfnislage geworden ist, dann drohen vielleicht auch andere Beziehungen, die nicht auf paraphilen Neigungen beruhen, zu fetischisieren. Der Andere dient zur Triebabfuhr oder auch zur narzisstischen Aufwertung meiner selbst, aber nicht mehr als echter Partner. Ansonsten wird die Suche *selbst* zum Kult, um die Begegnungsangst in einer faulen Kompromisslösung neurotisch abzuwehren. Auf dem Boden solcher Passungen und Fixierungen gedeiht wohl eher keine Liebe, in jedem Fall aber dann, wenn der Andere nichts wirklich *Anderes* mit in die Beziehung hineinbringen darf. Die Liebe zum Anderen lässt uns doch gerade unsere eigenen Grenzen wohliger infrage stellen, sie lässt uns hoffentlich gemeinsam über uns hinauswachsen, indem wir uns dem jeweils Anderen gegenüber öffnen und ermöglicht im besten Falle etwas Drittes, das sogar außerhalb der eigenen Ich- und der

gemeinsamen Wir-Grenzen existiert und wirkt. Liebe ist keine Win-Win-Situation wechselseitiger Projektionen, sondern hat mit Selbstlosigkeit und Hingabe zu tun.

Gerade aus dieser Perspektive mögen die kommerziellen Partneragenturen im Netz befremdlich anmuten. Sie sind auf Wachstum ausgerichtet. Und wenn ich aber einmal die Erfahrung gemacht habe, dass ich im Cyberspace in eine Kur gegen meine Einsamkeit gehen kann, dass ich im Netz ständig wieder neue Partnervorschläge vermittelt bekommen und endlos flirten kann, wenn ich mir nach einer erfolgreichen Vermittlung relativ sicher bin, dass es auch ein zweites und drittes Mal klappen könnte, weil der Pool an alleinstehenden Suchenden ständig anschwillt, dann mag die Phantasie naheliegen, dass die Alternative zu meinem jetzigen Partner immer nur ein paar Klicks weit entfernt ist. Im Extremfall wird die Suche nach Verliebtheit also zu einer Art Sucht, wenn es nicht mehr um echte Begegnung zwischen zwei Menschen geht, sondern wenn die virtuelle Jagd zum Selbstzweck und damit zur Weltflucht geriert.

Aus dieser Perspektive macht es uns die schöne Welt der Online-Partnervermittlung vielleicht zu einfach. Es gibt offensichtlich auch ein Zuviel an Kommunikation. Die große Kunst der Liebe ist - vielmehr noch als die Kunst der Verführung - gemeinsam flirrende Verliebtheit in tief empfundene Liebe zu verwandeln. Und dies kann nicht allein im Jenseits des Cyberspace sondern muss vor allem im Diesseits der körperlichen und realweltlichen Lebensbedingungen gelingen.

Online-Beziehungen - Von der vermittelten Verliebtheit zur Unmittelbarkeit der Liebe

Bevor uns weiter der Frage widmen, wie sich Beziehungen in einer Welt, die vom Cyberspace dominiert wird, unterhalten lassen, soll die Kritik an der Virtualisierung unseres Beziehungslebens im weiteren und unseres Liebeslebens im engeren Sinne etwas tiefer reichen. Dem Anschein nach lassen sich grundsätzlich zwei Tendenzen ausmachen, die einander geradezu widersprechen. Diesen Widerspruch könnte man mit dem Begriffspaar Materialismus und Virtualismus beschreiben. Das Materialistische lässt sich in einer Ökonomisierung und Objektivierung menschlicher Beziehungen, die sich auch im Internet zeigt, ausmachen. Der Virtualismus zeigt sich in einer Entkörperlichung und Fragmentierung von identitäts- und beziehungsstiftenden Prozessen im Cyberspace.

Die *Ökonomisierung von Beziehungen* machen Roland Alton-Scheidl und Thomas Barth (2007) zunächst ganz konkret in den neuartigen Liebesorganisationen und Verabredungskulturen aus: „Beziehungen im Netz stellen sich heute dar als Heiratsvermittlung durch den Familienclan der Internet-Investoren, die es auf die Mitgift der Nutzer abgesehen haben und eine Hochzeit nach der anderen abfeiern, wobei es durchaus vorkommt, dass die (gestohlenen?) Bräute und Bräutigame – als Marken und Nutzungsrechte – ohne Skrupel weiterverkauft werden.“ Ein Unbehagen macht sich darüber breit, dass in der Dienstleistungsgesellschaft mit der Sehnsucht nach Liebe richtig viel Geld gemacht werden kann und dass die dabei abfallenden Nutzerdaten bisweilen weiterverwertet werden. Viel schwerer aber dürfte die Beobachtung wiegen, dass diese Art der Partnervermittlung mit einer mehr oder weniger ausgeprägten Selbstdarstellung einhergeht, eines Sich-Selbst-Verkaufens im mehr oder weniger übertragenen Sinne. Auf diesem Wege drohen wir auch im Privaten zur Ich-AG zu werden, mit der wir in Singlebörsen unseren Marktwert austesten. Wir agieren als Werbeträger unserer selbst, indem wir ständig Aufmerksamkeit erregen, als sei unser Leben eine einzige Casting-Show. Die Bewertungssysteme der dieser Haltung entsprechenden Singlebörsen sind bisweilen hart und ausgesprochen lieblos. In diesem Sinne formulierte Axel Honneth 2002 die These, „dass sich (...) der vor einem halben Jahrhundert allmählich heranwachsende Individualismus der Selbstverwirklichung durch Instrumentalisierung, Standardisierung und Fiktionalisierung inzwischen in ein emotional weitgehend erkaltetes Anspruchssystem verkehrt hat, unter dessen Folgen die Subjekte heute eher leiden als zu prosperieren scheinen.“ Diese Abkühlung hat interpersonale Konsequenzen. So schreibt Honneth später: „Es bedarf keiner großen Phantasie, um sich auszumalen, wie auf diesem Weg eine Form der Selbstbeziehung gefördert wird, in der die eigenen Wünsche und Absichten nicht mehr im Lichte persönlicher Begegnungen artikuliert, sondern nur noch erfasst und gleichsam vermarktet werden müssen.“ (Axel Honneth 2005). Der vermeintliche Siegeszug des Kapitalismus hat in Gestalt des ökonomischen Neoliberalismus auf diese Weise also auch die letzten privaten Lebensbereiche erfasst.

Die ökonomische Perspektive, die eben prinzipiell alles und jeden zu einer potentiellen Ware machen kann, mag auch den Blick auf den Anderen verändern. Georg Lukács (1885-1971) sprach in einem ähnlichen Zusammenhang von einer Verdinglichung, dann nämlich, „wenn eine Beziehung zwischen zwei Personen den Charakter einer Dinghaftigkeit und auf diese Weise eine ‚gespenstische Gegenständlichkeit‘ erhält, die in ihrer strengen, scheinbar völlig geschlossenen und rationellen Eigengesetzlichkeit jede Spur ihres Grundwesens, der

Beziehung zwischen Menschen verdeckt.“ Diese Variante des Materialismus bzw. *Objektivierung* wird umso gespenstischer, wenn man sich überlegt, dass vom Cyberspace eine Eigendynamik ausgehen kann, wenn sich dort eben nicht nur zwei Menschen gegenseitig zu Objekten degradieren, sondern dass sie vielmehr von einem System, das Beziehungen herstellt bzw. produziert, selbst zu Objekten gemacht werden. Karin Mairitsch bringt es 2007 folgendermaßen auf den Punkt: „Die Individuen werden in ihren Netzakten nicht nur überformt von einer Marktlogik, die Verdinglichung impliziert, und einer Psychologie, die Eigenschaften objektiviert. Zuallererst werden sie ihre Begehrenisse in eine besondere Art der Suche einlassen, die sich in dem Wunsch manifestiert, das Netz möge diese Suche selbst anleiten. (...) Die Individuen werden zu Subjekten derjenigen Beziehungsformen, die das Netz aus sich selbst heraus produziert.“ (Karin Mairitsch 2007) In einem solchen Szenario, in dem das Mimetische, wie es René Girard beschrieb, auf die Spitze getrieben ist, geriert die Beziehung selbst zum Objekt, zu einer von einem übermächtigen Netzwerk generierten Figur des Begehrens.

Diese Art von Materialismus, der ja schon eine Abstraktion vom konkret-realen weltlichen Materialismus darstellt, bildet nur scheinbar einen Widerspruch zu dem, was man als *Virtualismus* bezeichnen könnte. Die Virtualisierung von Beziehungen zeigt sich zunächst einmal darin, dass die körperliche Präsenz nicht mehr am Anfang eines Kennenlernens sondern an deren Ende steht. Eva Illouz sieht darin folgende Schwierigkeit (2006): „Das Problem ist nicht so sehr, dass die Internettechnologie das persönliche und emotionale Leben verarmen lässt, sondern dass sie ungekannte Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und Beziehungsbildung schafft, denen gleichwohl die emotionalen und körperlichen Ressourcen fehlen, die bislang zur Aufrechterhaltung solcher Kontakte und Beziehungen gedient haben.“ Die *Aussparung des Körperlichen* ist gerade im Hinblick auf die augenscheinliche Pornographisierung des Medialen schwer nachzuvollziehen und vielleicht auch nicht so umfassend wie befürchtet. Aber es liegt dann doch der Verdacht nahe, dass viel mehr über Sex geredet und angeschaut wird, als dass er stattfindet. Richard Alapack und Kollegen (2005) sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Marginalisierung des Fleisches“. In ihrer Sichtweise mutet die Medialisierung des Körperlichen und gerade auch des Sexuellen als geradezu reaktionär an. Einen freiwilligen Liebesakt zwischen zwei erwachsenen Menschen kann man eben nicht vermarkten. Echte Intimität birgt eine Subversivität, Kostbarkeit, die mit nichts aufgewogen kann. In ihrer ängstlichen Abwehr zeigt sich allerdings eine Angst vor dem eigenen Körper und dem des Anderen. Mit der Virtualisierung

von Welt konkretisiert sich die Frage nach der Notwendigkeit der Verkörperung des Selbst und des Anderen wie nie zuvor.

Und schließlich besteht ein weiteres Problem darin, dass die Virtualisierungsbewegung der Menschen und ihrer Beziehungen dazu führt, dass sie im anonymen Netz in vielen verschiedenen Facetten auftreten, wobei damit nicht allein die privaten und professionellen Rollen gemeint seien. Die postmodernen Identitätskonstrukte und -fragmente bekommen erst im Internet eine *Gestalt*. Wie aber sollen wir eine umfassende Liebesbeziehung führen, wenn wir ständig in verschiedenen Rollen auftreten, Rollen, die auch noch die hintersten Ecken unseres Selbst zumindest momentan in den virtuellen Vordergrund treten lassen. Im „emotionalen Kapitalismus“ des Internets werden wir zum „Portfoliomenschen“, wie es Wolfgang Keller beschreibt. Wir operieren dort mit den verschiedensten Homepages, eMail-Adressen und Profilen, je nach Bedarf und Bedürfnis. Ob nun fragmentiert oder hyperflexibel wie es Sennet mit seinem *flexiblen Menschen* beschreibt, die Stabilität, Kongruenz und Authentizität dessen, was *wir selbst* sind, erscheint zumindest in der Hinsicht in Gefahr, dass es sich auch schwieriger gestaltet, umfassende Beziehungen zu führen. Die Anforderung über die Zeit hinweg nicht nur mit seinem Selbst im eigenen Körper eins zu sein, sondern auch mit dem geliebten anderen Selbst und seiner Leiblichkeit, sowie mit diesem ein Beziehungselbst zu bilden, sie erscheint unter dem Einfluss des Internets als ein geradezu illusorischer Anspruch.

Den nachhaltigsten Chor der kritischen Stimmen gegenüber dem Internet und seinen Derivaten bilden also weniger die Medienpsychologen als vielmehr die Soziologen. In der Soziologie ist viel von der Stärke schwacher Bindungen die Rede, dies nicht zuletzt im Hinblick auf die Frage, was analoge und digitale soziale Netzwerke zu leisten in der Lage sein sollen. Aber gilt nicht auch der Umkehrschluss. Wenn es heute um eine tiefe Liebesbeziehung geht, die über die Zeit alle Höhen und Tiefen zu überleben versucht, müssen wir dann nicht ebenso von einer Schwäche starker Bindungen ausgehen? Gibt es auch ein Zuviel an Kommunikation und Beziehungen, an beschleunigtem Austausch der Menschen untereinander, wenn sich nicht nur zwischen jeden Kontakt ein technisches Gerät, mit Kamera und Bildschirm sowie Mikrophon und Lautsprecher schiebt, sondern auch über diese Geräte eine Vielzahl von Kontakten überhaupt erst anbahnt, die in einer beschleunigten Welt unterhalten oder gar verwaltet werden wollen? - Vielleicht ist die zunehmende Virtualisierung von Kommunikation, die ja zugegebenermaßen stets eine virtuelle Dimension innehat,

wirklich eine Bedrohung oder zumindest eine Schwächung des Zwischenmenschlichen, zu Lasten der Paarbeziehung und zugunsten des Sozialen?

So wie der Freundschaftsbegriff sich in der Praxis der sozialen Netzwerke inflationär auszudünnen scheint, könnte es auch dem gehen, was wir unter einer Liebesbeziehung verstehen. Eine Nutzerin der Partnervermittlung „ElitePartner“ fragt in einem Forum: „Welche Bedeutung hat der Begriff Liebe für Euch? In einer Beziehung begegnet man oft dem Satz: Ich liebe Dich. Welche Bedeutung hat hier Liebe für Euch und wie drückt Ihr diese dem Empfänger Eurer Liebe gegenüber aus? Sind das dann eher häufig Geschenke, die Ihr macht oder komplette Loyalität? Mich würde sowohl die männliche als auch die weibliche Sichtweise interessieren!“ (8.4.2011) Hier mag sich exemplarisch eine befremdliche Desorientiertheit im Hinblick auf Gefühle und Beziehungen zeigen, als seien es nicht die Begriffe sondern die Phänomene selbst, die zu abstrakt geworden sind. Roland Barthes beschrieb diese Entfremdung im Jahre 1984 treffend mit den Worten: „Die Massenkultur ist eine Wunschvorzeigemaschine: hier ist das, was Sie interessieren wird, sagt sie, so als ob sie erriete, dass die Menschen unfähig sind, von allein darauf zu kommen, wen sie begehren.“ Auf diese Weise wird das Potentielle im Cyberspace wichtiger als das Konkrete, der emotional-geistige Austausch wichtiger als die realweltliche Begegnung.

Wie kann aus der Online-Verliebtheit eine Offline-Liebe werden? - Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Dramaturgie der Liebesanbahnung von großer Bedeutung ist, insbesondere im Hinblick auf das Timing und die Nähe-Distanz-Regulation. In einer Studie von Andrea Baker aus dem Jahre 2000 haben sich folgende Faktoren als entscheidend für den Erfolg von Beziehungen, die online angebahnt werden, erwiesen: 1. Die gelungene gemeinsame Auswahl des Ortes für das erste gemeinsame Treffen. 2. Die Bereitschaft, geographische, professionelle, finanzielle oder beziehungstechnische Hürden zu überwinden, um zusammen zu sein. 3. Die Geduld, sich Zeit zu nehmen für gegenseitiges Kennenlernen im Netz und die sexuelle Begegnung aufzuschieben. 4. Die Fähigkeit, schon online mit den Kommunikationsstilen des Anderen und konfliktreichen Situationen umgehen zu lernen. Diese Studienergebnisse erscheinen als etwas banal, wenn man sich überlegt, wie übertragbar dies auf analoge Beziehungsanbahnung ist. Hier geht es um eine behutsame und ausgewogene Dramaturgie der *Realisierung* einer *virtuell* angebahnten Beziehung, bis hin zur konkret-realen sexuellen Begegnung.

Gerade diejenigen konkret-reale Beziehungen, die im Internet ihren Ausgang genommen haben, mögen jedoch besonders Gefahr laufen, von dem Potential virtueller Kontakte im Netz arrodirt zu werden. Es findet sich in der anonymen Verwobenheit des Netzes immer jemand, der uns gerade besser versteht als unser Partner, der unsere sexuellen Bedürfnisse besser befriedigen könnte und der zumindest virtuell gerade in diesem Moment schneller verfügbar ist als der Mensch, mit dem wir eine Beziehung führen. In diesem Zusammenhang ist von virtuellem Betrug die Rede. Wo fängt er an, wo hört er auf: Wenn ich dort mit jemandem rede und mein Herz ausschütte? Wenn ich mich über sexuelle Phantasien austausche? Wenn ich mich dabei selbst befriedige, vielleicht vor laufender Webcam? - In einer Studie von Monica Whitty aus dem Jahre 2003, in der zwischen sexueller, pornographischer und emotionaler Untreue unterschieden wird, hat sich gezeigt, dass Untreue im Cyberspace nicht als weniger bedrohlich wahrgenommen wird als Akte konkreter Untreue. Die Unterschiede scheinen gradueller und nicht kategorischer Natur zu sein. Frauen und jüngere Menschen scheinen durch online-Untreue etwas verletzbarer zu sein als Männer und ältere Menschen. Wie außerhalb des Internets kann eine sexuelle Begegnung für eine Partnerschaft bedrohlicher sein als eine starke emotionale Anziehung. Was bedeutet es für eine Partnerschaft, wenn ich nebenher über einen Zeitraum von Monaten oder Jahren hinweg eine Online-Beziehung führe, die vielleicht nur über einen elektronischen Schriftverkehr erfolgt? Gilbert und Kollegen (2011) haben in einer Untersuchung herausgefunden, dass die Zufriedenheit mit den virtuellen Beziehungen höher war als die mit den gleichzeitig geführten realen Beziehungen und dass die realen Beziehungen gegenüber den Normwerten als leicht weniger zufriedenstellend eingestuft wurden. Für die Liebe kann also die Online-Untreue ein ernsthaftes Problem darstellen, insbesondere für diejenigen Menschen, die sich auch online kennen- und lieben gelernt haben. Denn: Sie könnten es wieder tun! – Am Ende kann es nur jedes Paar für sich allein ausmachen, wo sie einander Grenzen zu setzen.

Allerdings ist es überaus wichtig zu vermerken, dass das Cyberspace für menschliche Beziehungen auch wunderbare Möglichkeiten bietet, den Austausch zwischen den Partnern zu pflegen. Allein das wir mit den Menschen, die wir lieben, über Mobiltelefone, elektronische Post und zunehmend auch über Webcams ständig in Kontakt stehen können, ist für viele Situationen auch ein Segen, gerade dann wenn der Andere weit weg oder in Not ist. Eine Beziehung auf Distanz beispielsweise, die gerade für Menschen eine Rolle spielt, wenn sie sich über das Internet kennengelernt haben, aber auch wenn sie sich aus beruflichen Gründen auf zwei entlegene Ort verteilen müssen, kann durch die neuesten elektronischen Techniken

durchaus bereichert werden. Wir können davon ausgehen, dass wir es noch erleben werden, wenn quasi jedes Gerät und jeder Raum vernetzt, mit einem Bildschirm und einer Kamera, mit einem Lautsprecher und einem Mikrofon ausgestattet sind. Bald wird jede Wand per Flachbildschirm oder Beamer virtuelle beispielbar und damit durchlässig sein, sodass der Andere quasi immer bei uns sein kann.

All diese Szenarien, die positiven wie die negativen, laufen auf die entscheidende Frage hinaus, wie wichtig die physischen Dimensionen für menschliche Beziehungen sind und bis zu welchem Grad sich diese virtualisieren lassen? Aus der Perspektive der Liebe muss man sagen, dass im Grunde alle Formen der Liebe im entscheidenden Moment auf physische Präsenz ausgelegt und angewiesen sind. Dies lässt sich mit der einfachen Frage klären, was sich im Internet alles nicht manifestiert: Dort wird kein Mensch in allen seinen Dimensionen geliebt, kein Mensch gezeugt und geboren. Dort wird kein Kind großgezogen und kein Kranker gepflegt. Und es wird kein Sterbender in den Tod begleitet und bestattet. Gerade in diesen Situationen jedoch beweist der Mensch seine Menschlichkeit und Liebesfähigkeit.

Liebe offline - Auf der Suche nach ewiger Liebe im Jenseits des Cyberspace

Und wenn uns die Liebe verlässt, insbesondere wenn der Mensch, den wir lieben, aus dem Leben scheidet, dann – so könnte man meinen – schweigen alle Leitungen des Internets. Es ist zu befürchten, dass dem nicht so ist, denn sogar hierfür schweben dem Cyberspace bereits Szenarien vor. Schon jetzt ist es so, dass jeder Mensch eine riesige Datenmenge an Informationen hinterlässt: Schriften, Bilder, Tonaufnahmen, Filme, Protokolle, aus denen sich persönliche Algorithmen destillieren lassen, die unser Fühlen, Denken und Handeln beschreiben. Wir und unsere Umwelt sammeln zunehmend mehr Material über uns selbst an, sodass ein immer umfassenderes Abbild unserer selbst entsteht, das bislang noch fragmentiert auf vielen Geräten und Festplatten quasi *outsourct* sein Dasein fristet. Dazu gehören selbstverständlich auch die Eindrücke, die diejenigen Menschen sich von uns machen, mit denen wir in Beziehungen stehen. Die Wirkung der interpersonalen Dimension unseres Seins auf unsere Identitätsformation hat insbesondere über die Sozialen Netzwerke im Internet und die permanente Vernetzung über immer mehr internetfähige Geräte eine neue Dynamik bekommen.

Unsere sozialen Verknüpfungen, insbesondere das Internet, zeigen einen typischen und persönlichen Niederschlag unserer selbst. In diesem Sinne erweitert das Cyberspace die interne Selbstregulation durch eine externe, interaktiv mediale Selbstregulation. Vielleicht ermöglicht dieses *Interpersonalisieren von Regulationen* zugleich komplexere Weisen der Selbstvergewisserung, zumindest aber fordert es uns eine interpersonale Selbstvergewisserung ab, die auf eine darüber hinausgehende Entwicklung hinweisen könnte: Vielleicht nämlich werden wir Menschen über die Manifestation des Interpersonalen im Medialen alle zu dem, was man ursprünglich als ‚Medium‘ bezeichnet hat (Dury 1988): „Bezeichnung für eine Person, die als Mittler der Welt der Geister und unkörperlichen Wesen und der Welt der alltäglichen Realität dient.“

Tatsächlich werden wir bald dazu in der Lage sein, alle personalen und interpersonalen Daten zusammenzuführen, um ein virtuelles *alter ego* zu kreieren. Längst gibt es auf dem Markt Internet-Anbieter, die zumindest die Aufgabe des Sammelns für uns übernehmen. Bald wird die Technik so weit sein, aus diesem Material eine virtuelle Figur zu erschaffen, einen persönlichen Avatar. Der Begriff Avatar kommt aus dem Hinduistischen und bedeutet sinnigerweise „Inkarnationen des Göttlichen“. Wenn wir nun einen solchen Avatar nach dem medialen Ebenbild unserer persönlichen Datenaufzeichnungen schaffen, dann stellt sich die Frage, ob dieser im Cyberspace ein Eigenleben führen könnte?

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle zumindest erwähnt, dass die Robotik durch die Computertechnologie gerade eine solch exponentielle Entwicklungsgeschwindigkeit annimmt, dass es durchaus vorstellbar wird, dass bald sogar menschenähnliche Roboter geschaffen werden, mit denen wir auch immer mehr interagieren können. Und mit Hilfe von replikativen Biotechnologien sollte es auch bald möglich sein, Androide, menschenähnliche Roboter zu schaffen, die auch aus biologischem Material gebaut sind. Die Verschmelzung von Software, Hardware und Wetware mag noch wie Zukunftsmusik klingen. Allein, die letzten Jahre haben es uns gezeigt, dass die Realität den Science Fiction immer häufiger einzuholen vermag.

Wenn man sich hier nun aber erst einmal auf die Betrachtung des Cyberspace beschränkt, stellt sich die Frage: Würden wir es überhaupt wollen, den Menschen, den wir lieben, nach seinem Tod als Avatar weiterleben zu lassen? Würde dieser sich mit uns weiterentwickeln? Und würde dieser um uns trauern, wenn wir selbst einmal das Zeitliche segnen? Würden *sie*

oder *er* oder *es* uns ebenso künstlich am Leben erhalten? Und wenn dann unsere Replikanten anstelle unserer im Cyberspace als virtuelle Ureltern miteinander weiterleben würden, würden sie sich an uns erinnern, wären sie sich ihrer selbst überhaupt gewahr oder würden Sie in dem Zustand eines gemeinsam künstlichen Dauerkomas leben, den wir an unserem Lebensende alle so sehr befürchten, den wir aber im Cyberspace im übertragenen Sinne herzustellen scheinen? - Das künstliche Bewusstsein und Lieben von Avataren, sie können dann doch nicht mehr sein als eine Simulation von Bewusstsein und Liebe. - Es geht hier also nicht allein um Fragen nach der virtuellen Transformation des individuell und interpersonal Psychischen sondern im spirituellen Sinne vielleicht sogar um Fragen nach Transzendenz.

Aus meiner Sicht müssen die Menschen nicht in der virtuellen Welt wiederauferstehen lassen, um sie für uns am Leben zu erhalten. Im Sehnen und Erinnern *sind* sie lebendig, wenn wir uns ihnen nur anvertrauen, wenn wir sie nicht zum Objekt machen, sondern eine Subjektivität gewähren, im Sinne lebendiger Introjekte. Wir müssen auch nicht notwendigerweise auf eine transzendente Erklärung zurück- oder vorgreifen, um das geistige Weiterleben der Trauernden und der zu Betrauernden zu ermöglichen.

Der Mensch steht auch ohne seine medialen Ausdrucksformen ein Stück weit außerhalb von Raum und Zeit, da er ein geistiges Wesen ist. Vielleicht ist es die geistige Existenz des Menschen, die mit dem Materialismus ringt, auf die uns das Virtuelle hinweist und hinführt, wenn wir quasi selbst zu *Medien* werden. Aus der menschlichen Perspektive erscheint letztlich alle Materie als Vermittler von Geistigem. „Die einzige Realität ist der individuelle und konkrete Mensch“, so C. G. Jung, GW 18/I, §496. Was ihn ausmacht, ist und bleibt seine geistige Existenz. Alle Versuche des Menschen, seine geistige Existenz im Medialen zu konkretisieren, laufen letztlich und im besten Falle darauf hinaus, ihm zu versichern, dass seine geistige Dimension (s)eine Realität ist.

Das menschliche Bewusstsein erscheint also ebenso wie die Liebe als eine von der Leiblichkeit des Menschen abhängige Dimension; und beide zeichnen den Menschen als solchen aus. Im besten Falle begegnet Psychotherapie der Macht von Liebe und Bewusstsein mit großem Respekt und erkennt an, dass diese Phänomene stets auch ihre eigenen Grenzen überschreiten, und das eben auch im Cyberspace. Für Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten mag es im Hinblick auf die dargestellten Entwicklungen mehr denn je wichtig sein, sich für die medialen Variationen und Spielarten des Fühlens und Denkens zu

interessieren, ohne dabei den Verstand und die Intuition im Diesseits der konkret-realen Welt zu verlieren. Denn auch eine therapeutische Beziehung, die möglichst ebenso bewusstseinsbildend wie liebevoll ist, bedarf eines therapeutischen Rahmens mit Halt gebenden Grenzen, die sich aus der leiblichen Gebundenheit der Begegnung heraus ergeben. Psychotherapie braucht eine Zeit und einen Raum, einen *Zeitraum*, in dem eine unmittelbare Begegnung möglich werden kann. Über eine Webcam werden wir Menschen einander niemals *wirklich* in die Augen schauen können.